Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 28 (1952-1953)
Heft: 8

Artikel: Die vergnügliche Stadt
Autor: Guggenbühl, Adolf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1070862

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die vergnügliche Stadt

Von Adolf Guggenbühl

Illustration von H. Tomamichel

In den größeren schweizerischen Städten schießen die Spielsalons wie Pilze aus dem Boden. In Zürich allein gibt es deren elf. Ein solcher Spielsalon, der gewöhnlich in einem Laden untergebracht ist, enthält zehn bis zwanzig Spielapparate, prächtig glitzernde Chromkästen. Es geht darum, eine durch eine Feder abgeschossene Kugel trotz vieler Hindernisse in ein bestimmtes Loch rollen zu lassen, wobei beim Berühren elektrisch geladener Hindernisse Zahlen aufflammen, die aber weiter keine Bedeutung haben, oder man muß mit einer fixierten Pistole ein kleines Blechtier treffen usw. Auch wenn man erfolgreich ist, erhält man im allgemeinen kein Geld, sondern als Belohnung lediglich die Möglichkeit, das Spiel zu widerholen, ohne den üblichen Zwanziger einzuwerfen.

Jeder der einzelnen Apparate ist, für sich betrachtet, durchaus harmlos, eigentlich nichts anderes als eine Weiterentwicklung des «Eile mit Weile» oder des «Hütli-Spiels», kurz, jener Spiele, die man in jedem Spielwarengeschäft kaufen kann und die auf dem Weihnachtstisch der Sechsjährigen liegen.

Wäre irgendwo ein einziger solcher Spielapparat aufgestellt, könnte man nichts dagegen einwenden; deren Häufung aber macht

die Spielsalons zu widerwärtigen Lokalen. Es herrscht eine freudlose, sterile Atmosphäre. Diese Glücksspiele machen nicht glücklich. Die Jugendlichen, welche die Spielsalons besuchen, sind zwar infantil, aber sie besitzen doch nicht mehr die heitere Unbeschwertheit der Kinder. Auf ihren Gesichtern liegt ein Ausdruck von gierigem Ernst. Sie wollen nicht spielen, wie es Kinder tun, sondern sich und ihren Kameraden beweisen, daß sie imstande sind, das Glück zu meistern, ohne sich anzustrengen.

Es ist deshalb begreiflich, daß Kirchen- und Schulbehörden den Staat ersuchen, Maßnahmen zu treffen, die das Überhandnehmen dieser Spielsalons eindämmen.

Aber mit Verboten hat man noch nie ein Übel aus der Welt geschafft. Diese Etablissemente wären nicht so erfolgreich, wenn sie nicht einem Bedürfnis entsprächen. Sie befriedigen dieses Bedürfnis auf unerfreuliche Weise. Also besteht die Aufgabe, wie immer in solchen Fällen, darin, für einen bessern Ersatz zu sorgen.

Es ist durchaus nicht so, daß sich in diesen Lokalen ausschließlich oder auch nur hauptsächlich kriminelle Jugendliche treffen, bei denen sowieso Hopfen und Malz verloren ist. Bei vielen der jungen Besucher handelt es sich um durchaus rechtschaffene Lehrlinge, junge Arbeiter und Angestellte, die das Bedürfnis haben, sich zu unterhalten. Gewiß, sie könnten in Abendkursen ihr Englisch verbessern, modellieren oder Porzellan malen. Sie könnten auch den Feierabend mit einem guten Buch zu Hause verbringen, statt, wie es in den Kundgebungen gegen die Spielsalons heißt, «ihre Zeit und ihr Taschengeld unnütz zu vertun».

Sie könnten, wenn sie wollten, aber sie wollen nicht; denn sie sind Menschen aus Fleisch und Blut und nicht Schulbuchmusterknaben.

Sie haben auch keine Lust und vielleicht auch kein Geld, um ins Kino zu gehen, und es reizt sie nicht, mit einem Kollegen in ein Café zu sitzen. Der große Vorteil dieser Spielsalons liegt in ihrer Unverbindlichkeit. Man kann hinein und hinaus, wie es einem paßt, viel Geld oder wenig ausgeben, oder auch gar keines und nur zusehen.

Dies ist nicht nur vielen Jugendlichen, sondern auch vielen Erwachsenen sehr wichtig. Sie haben das Bedürfnis nach einer vollständig unorganisierten Unterhaltung, wo ständig alle Möglichkeiten offen bleiben. Je mehr jemand in die Tretmühle eines Berufes eingespannt ist, um so stärker ist der Wunsch, wenigstens beim Vergnügen frei von jedem Zwang zu sein.

DAS TIVOLI

Dieses Bedürfnis befriedigen von jeher die sogenannten Rummelplätze. Alle größern Städte des Auslandes haben solche. In der Schweiz duldet man sie nur bei Kirchweihen, Messen und Festen. Es ließe sich aber überlegen, ob man sie nicht zu einer ständigen Einrichtung machen sollte.

Gleichzeitig müßte allerdings ihr Charakter geändert werden.

Gegenwärtig sind unsere Budenstädte eine ziemlich trostlose Angelegenheit. Auch wenn ich in Betracht ziehe, daß man manches, das man in der Jugend als märchenhafte Pracht bewunderte, im Alter als schäbigen Flitter erkennt, so scheint mir doch die Tatsache unbestreitbar, daß die Schaubuden in den letzten 50 Jahren langweiliger, geistloser, nüchterner geworden sind. Die kühnen Dekorationsmaler, die es verstanden, farbenprächtige Bilder von kämpfenden Leoparden, bezaubernden Meerjungfrauen und schreckeinflößenden Kälbern mit zwei Köpfen auf die Leinwand zu zaubern, sind verschwunden. Sie sind entweder brave, gut bezahlte Flachmaler oder weniger brave, aber ebenfalls gut bezahlte Reklamegrafiker geworden.

Auch die sympathische Gilde der Schausteller, die Schifflischaukelbesitzer mit dem tätowierten Anker auf dem Arm und die Schießbudenfräulein mit den großen Augen und dem starken Parfüm, ist verbürgerlicht. Sie zahlen ihre AHV-Beiträge wie ihre privaten Mitbürger, und ihr höchster Wunsch ist, daß ihre Tochter einmal einen fixbesoldeten Trämler heirate.

Man müßte also den Budenzauber neu beleben. Das wäre durchaus möglich. Das bekannteste Beispiel einer Budenstadt, die so viel echten Charme aufwies, daß sie mit Recht weltberühmt wurde, ist der Prater in Wien.

Noch vorbildlicher ist das Tivoli in Kopenhagen. Im Herzen der dänischen Hauptstadt besteht seit über 100 Jahren ein Vergnügungspark, wie er seinesgleichen in der ganzen Welt nicht findet. Dieser Rummelplatz mit seinen Parken, Weihern, Pagoden, Fischerhäuschen an künstlichen Seen, den Restau-

rants mit den über das Wasser ragenden Terrassen, den Konzertpavillons, den Buden und Karussells ist nicht nur ein Anziehungspunkt für die Fremden, sondern im Sommer auch ein Lieblingsaufenthalt der Dänen. Eine lachende, singende, tanzende Menge erfüllt den prächtig illuminierten Park, eingehüllt in eine Atmosphäre heiterer Lebensfreude. Liebes- und Ehepaare, Kinder und Greise, Arme und Reiche verbringen hier eine Stunde der Erholung. Man kann in teuren Restaurants ein luxuriöses Smörrebröd oder in billigen Gaststätten ein bescheidenes Würstchen essen. Man kann sich an der Musik eines Karussells oder am Konzert eines Sinfonieorchesters erfreuen — das Tivoli-Orchester ist eines der drei berühmtesten Orchester von Dänemark, was bei der hohen Musikkultur dieses Landes etwas heißen will. — Man kann ein Kasperlitheater ansehen oder eine der weltbekannten dänischen Pantomimen. Alles, was geboten wird, ist charmant und geschmackvoll. Zweimal in der Woche gibt es Feuerwerk.

Am Eingang wird eine kleine Eintrittsgebühr erhoben, und die Konzessionsgebühren, die von den Pächtern abgeliefert werden müssen, bringen so viel Geld ein, daß das Tivoli vollständig ohne Subventionen auskommt.

Man kann, wie das in der Schweiz geschieht, versuchen, den kulturlosen Ungeist mit allen Mitteln zu bekämpfen. Das ist ein unmögliches Unterfangen, vergleichbar dem Kampf mit der Hydra. Schlägt man einen Kopf ab, wachsen zwei neue nach. Das Ergebnis ist höchstens, daß nachher der Ungeist ein verfemtes, aber doch nicht unwirksames Dasein führt, wie bei uns in den Spielsalons. Oder aber man kann jene Lösung wählen, welche die Dänen wählten: Den Ungeist mit Geist veredeln. Dann ist allen geholfen.

Hat nicht auch die katholische Kirche dieses Rezept immer wieder mit größtem Erfolg angewendet? Anstatt einen kräfteverzehrenden und aussichtslosen Kampf zur Ausrottung jedes heidnischen Brauches zu führen, hat sie diese Bräuche verchristlicht und sie dadurch erhöht und ihnen einen neuen Sinn gegeben.

An Malern, Grafikern und Architekten, die imstande wären, ein schweizerisches Tivoli zu schaffen, an Wirten, die es mit Phantasie betreiben, und an künstlerischen Kräften, welche für die Unterhaltung sorgen könnten, wäre bestimmt kein Mangel. Die Zahl der brachliegenden Kräfte ist ja Legion.

Gegenwärtig bieten die Fastnachtsdekorationen fast die einzige Gelegenheit für Künstler, ihr Können in dieser Richtung zu entfalten. Es ist jammerschade, daß diese oft so gelungenen Schöpfungen nur eine Lebensdauer von ein paar Tagen haben.

Das Dörfli an der Landesausstellung war ein kleines schweizerisches Tivoli. Was hindert uns eigentlich, in unseren Städten solche Vergnügungszentren zu schaffen, die Dauercharakter haben?

LASST HÖREN AUS ALTER ZEIT

Aber damit ist es nicht getan. Das natürlichste wäre, wenn ein Teil der Stadt selbst, nämlich die Innerstadt, dem Unterhaltungsbedürfnis mehr Rechnung tragen würde. Eine Stadt ist nicht nur eine Ansammlung von Häusern und nicht nur ein politisches Gemeinwesen. Sie ist, vor allem in ihrem Kern, die Bühne, auf der sich das Theater des Lebens abspielt. Sie sollte deshalb unter diesem Gesichtspunkt bewußt gestaltet werden.

Ende des letzten Jahrhunderts wurden an vielen Orten sogenannte Verschönerungsvereine gegründet. Diese erwarben sich große Verdienste, indem sie Waldspazierwege anlegten und an idyllischen Punkten Sitzbänklein errichteten. Entsprechend dem rationalistischen Geist der Zeit, wo die Förster die Bäume in geraden Reihen setzten, so daß sie aussahen wie Soldaten auf dem Kasernenhof, waren auch diese Wege oft ohne viel Einfühlungsvermögen angelegt. Auch die Sitzbänke waren in Form und Farbe ziemlich nüchtern. Man sah es ihnen an, daß sie für wackere Mitbürger bestimmt waren, die sich durch harte Tagesarbeit das Recht erwarben, am Busen der Natur in geordneter Form auszuruhen — «nur ein Viertelstündchen». Ein Knabe, der auf einem solchen Bänklein Platz nahm, mußte riskieren, von einem neben ihm sitzenden ältern Herrn gefragt zu werden, ob er seine Aufgaben schon gemacht habe.

Es erfüllte die Mitglieder des Verschönerungsvereins mit ehrlicher Empörung, daß die Sitzgelegenheiten gelegentlich auch von Liebespaaren benutzt wurden. Dafür hatte man die zwei Franken Mitgliederbeitrag wahrhaftig nicht bezahlt. Eine Tafel mit der Inschrift «*Für Liebespaare verboten*» konnte man leider nicht anbringen, da eine solche zu unmoralischen Diskussionen geführt hätte. Die Ver-

schönerungsvereine an Kurorten allerdings scheuten sich nicht, Vorschriften für die Benutzung zu erlassen: «*Es ist Einheimischen verboten, sich auf diese Bank zu setzen*», konnte man hie und da lesen.

Neben vielen Bänken war ein Papierkorb angebracht, der die Aufschrift trug:

Hieher Papier und Makulatur,
Zu schonen dort die Prachtnatur.

Nun, die Gründer der Verschönerungsvereine liegen alle im Grab. Ehre ihrem Andenken! Sie haben es gut gemeint, aber sie waren Kinder ihrer Zeit, einer Epoche, auf die sie sehr stolz waren, aber der wir heute ziemlich kritisch gegenüberstehen. Einen Teil ihrer Aufgabe hat in zeitgemäßer Form die Gesellschaft für Wanderwege übernommen.

ZUVIEL SACHLICHKEIT

Es genügt aber nicht, daß den Erholungsuchenden die Umgebung der Stadt erschlossen wird; ebenso wichtig ist die Ausgestaltung der Städte selbst.

Gewiß, es ist dankbar, einem Ausländer Zürich, Bern oder Basel zu zeigen. Die Lage dieser Städte ist einzigartig, und es fehlt nicht an interessanten alten Kirchen und Häusern. Es fehlt aber an sehenswerten modernen Bauten. Die öffentlichen Gebäude und Geschäftshäuser, die in den letzten 30 Jahren erstellt wurden, sind wohl solid gebaut und sorgfältig geplant, aber mit wenig Ausnahmen trostlos langweilig. Es sind nüchterne Zweckbauten, deren Schöpfer nicht einmal den Versuch gemacht haben, etwas Schönes zu schaffen. Während es für die Baumeister früherer Epochen, die eine Kirche, ein Rathaus, ein Stadthaus errichteten, selbstverständlich war, daß sie versuchten, etwas zu bauen, auf das die ganze Bürgerschaft stolz war, herrscht seit Jahrzehnten eine ästhetische Resignation.

Die Baumeister früherer Zeiten hielten es für ihre Pflicht, dem Beschauer etwas zu bieten. Der figürliche Schmuck an den Fassaden, Eingangsportalen usw. wurde so ausgestaltet, daß er nicht nur schön, sondern auch interessant und sehr oft amüsant war. Noch heute wird man nicht müde, die bildhauerischen Details an alten Häusern zu bewundern, und man entdeckt immer wieder neue Einzelheiten, welche die Phantasie anregen.

Gewiß, die Architekten vor der Jahrhundertwende haben sich oft in der Wahl ihrer Mittel vergriffen, aber sie haben wenigstens ihren Zeitgenossen Freude gemacht. Und wenn uns diese überinstrumentierte Palastarchitektur nicht mehr gefällt, so vermag sie doch immer noch das Interesse der Spaziergänger mehr zu erwecken als der reine Zweckbau.

Ein Spaziergang in der Altstadt ist deshalb kurzweilig, ein Spaziergang in der City aber ermüdend.

DIE VERGNÜGLICHE STADT

Außerdem hat man früher allgemein ganz bewußt Attraktionen geschaffen, die sachlich nicht begründet waren, sondern nur zur Unterhaltung der Bevölkerung dienten. Heute noch stauen sich die Zuschauer vor dem Berner Zeitglockenturm, wenn die Stunde schlägt und die Figuren unterhalb des Zifferblattes ihren Reigen tanzen. Welch zauberhafte Automatenspiele könnte man heute gestalten, wenn man den Mut dazu hätte?

Der Berner Bärengraben ist ein Anziehungspunkt ersten Ranges. Ebenso große, ebenso gescheite und ebenso rasche Bären besitzt aber jeder Zoo. Das Einzigartige des Bärengrabens liegt darin, daß er sich mitten in der Stadt befindet. Wäre es nicht nett, wenn Zürich sein Wappentier, den Löwen, vom Zürichberg hinunter in die Stadt umsiedeln würde?

In der Limmat besteht eine kleine Schwanenkolonie, die mit einfachsten Mitteln gestaltet wurde. Sie entzückt unzählige Passanten. Warum soll man nicht auch andere Vögel auf diese Weise der Bevölkerung näher bringen? Gewiß, niemand möchte die Volieren, die man in vielen Städten findet, missen, aber sie sollten uns nicht daran hindern, auch im Innern der Stadt gelegentlich einen Vogelkäfig zu errichten. Es gab früher ländliche Gartenwirtschaften, in denen ein Pfau und ein Papagei zu sehen waren. Diese bescheidene Attraktion machte auf die Kinder immer einen großen Eindruck, merkwürdigerweise fast einen größern Eindruck als die großen Volieren, in denen sich Hunderte von Vögeln aufhalten.

Die Tauben des Markusplatzes bilden eine berühmte Attraktion von Venedig. Bei uns werden die Tauben leider in vielen Städten von der Polizei abgeschossen, da sie nicht straßen- und gebäuderein sind und ständig die einschlägigen Verwaltungsbestimmungen übertreten.

Für den Pflanzenfreund gibt es kein größeres Vergnügen als einen Besuch im botanischen

Garten. Diese Gärten sollten aber die Stadtbehörden nicht hindern, auch in den öffentlichen Anlagen besondere Schaustücke zu pflanzen, seltene Blumen oder Bäume. Man müßte sie aber, wie das jetzt in den botanischen Gärten geschieht, anschreiben.

Zürich hat eine einzigartige Kakteensammlung, die in einem Glashaus, das nicht wenig Geld gekostet hat, untergebracht ist. Wäre es nicht nett, auch im Innern der Stadt an irgendeinem öffentlichen Gebäude ein Kakteenfenster zu errichten, um dort besonders schöne Exemplare auszustellen?

Diese «Dezentralisierung» bietet überhaupt viele Möglichkeiten. Zwar kann niemand im Ernst daran denken, unsere historischen Museen wieder aufzuteilen, aber einzelne geeignete Gegenstände könnten ohne Schaden anderswo aufgestellt werden. Es ist sinnvoller, wenn die alten Fahnen in den Ratshäusern — wie etwa in Altdorf — hangen als in den Museen, wo man sie viel weniger beachtet. Das Gleiche gilt in einem bestimmten Maß für Glasscheiben.

Warum soll man auf ehemaligen Schanzen nicht ein paar alte Kanonen aufstellen? Man kann sie zwar dort nicht mit dem in Museen üblichen Vermerk versehen: «*Das Berühren der ausgestellten Gegenstände ist streng verboten*», aber schließlich sind ja Kanonen ziemlich widerstandsfähige Maschinen, und sie gehen auch dann nicht zugrunde, wenn Kinder auf ihnen herumturnen.

NUTZLOS, ABER NICHT SINNLOS

Die absolutistischen Monarchen des 17. und 18. Jahrhunderts ließen phantastische Wasserspiele bauen, wie in Versailles oder in Caserta bei Neapel. Bei uns haben nur wenige Städte, wie Luzern und Genf, schöne Springbrunnen. Andere, denen es auch nicht an Wasser fehlt, konnten sich zu dieser «nutzlosen» Ausgabe nicht entschließen.

Bei Anlaß eines Lichtfestes, das in Zürich vor dem Krieg durchgeführt wurde, hat man allerdings eine Leuchtfontäne konstruiert, eine Art Springbrunnen, der mit allen Mitteln der modernen Technik in verschiedenen Farben beleuchtet wurde. Es war eine zauberhafte Spielerei. Sie fand aber leider nach Beendigung der Lichtwoche ein ruhmloses Ende.

Überhaupt weiß man bei uns nicht richtig mit dem Wasser umzugehen. Man läßt unsere Seen wohl verschlammen, aber man versteht es nicht, sie in den Dienst eines heitern Lebensgenusses zu stellen. Die Gondeln, die man heute mieten kann, sind langweilig, im Gegensatz etwa zu den Gondeln, die Venedig berühmt gemacht haben. Man hat einen Anfang gemacht, indem man das neue Zürichsee-Schiff, die «Linth», mit einer festlichen Beleuchtung ausstattete. Warum aber geht man nicht noch weiter und baut einen alten Dampfer zu einem Märchenschiff um?

Während des Zürichfestes haben die Pontoniere eine Holzbrücke über die Limmat geschlagen, die ungeheure Begeisterung erweckte. Warum verbindet man nicht die beiden Limmatufer mit einer ständigen romantischen Holzbrücke, die ausschließlich den Fußgängern reserviert bleibt?

Alle unsere Städte weisen schöne Parkanlagen auf. Leider wird zuwenig zu ihrer Belebung getan.

Warum fehlen in der deutschen Schweiz die kleinen, von Eseln oder Ponys gezogenen Wagen, die das Entzücken der Kinder bilden? Warum fehlen meistens die Rutschbahnen, die

Schaukeln, die Rundläufe, auf denen sich die Kinder amüsieren können? Sie gehören nicht nur ins Kinderparadies der Firma Nestlé, nicht nur in die Parks, sondern auch in die Anlagen und Wohnkolonien.

Die unvergeßliche Landesausstellung wies eine Menge von Attraktionen auf, die jung und alt erfreuten. Warum hat man nicht einige davon in den Alltag hinüber gerettet? Warum richtet man nicht irgendwo in einer Anlage einen Schifflibach ein oder irgendwo an einem Quai eine Miniatureisenbahn?

Warum fuhr die berühmte Spanisch-Brötli-Bahn nur anläßlich des 100-Jahr-Jubiläums der Schweizerischen Bundesbahnen?

Im Dorf Robinson bei Paris gibt es Wirtschaften, wo man auf den breit ausladenden Bäumen kleine Podien mit Tischen und Stühlen errichtet hat. Man kann sie durch eine Leiter erklimmen und dann auf luftiger Höhe zu Mittag essen. Ein alter Kindertraum wurde hier verwirklicht. Warum macht man nicht in irgendeinem schweizerischen Park etwas Ähnliches?

Immer häufiger strahlt man in unsern Städten an schönen Abenden einzelne Gebäude an. Die moderne Beleuchtungstechnik würde in dieser Beziehung noch unzählige Möglichkeiten schaffen.

ERNST IST DAS LEBEN, HEITER SEI DIE KUNST

Gewiß geben unsere Städte große Summen für die Kunstförderung aus. Leider verschwinden aber die meisten der angekauften Werke in den Amtsstuben. Vielleicht würde es sich empfehlen, einen größern Teil dieser Kredite für Wandmalereien zu verwenden, die man beim Spazieren durch die Stadt bewundern könnte.

Erfreulicherweise werden immer häufiger auf öffentlichen Plätzen Plastiken und künstlerisch ausgestattete Brunnen aufgestellt. Oft handelt es sich um gute Arbeiten, aber nur selten um solche, die nicht nur künstlerisch wertvoll, sondern auch amüsant und unterhaltend sind. «Ernst ist das Leben — ernst sei auch die Kunst» scheint der Wahlspruch der heutigen Künstler zu sein. Die Muse der Bildhauerei ist bei uns eine überaus ernsthafte Person.

Nicht nur die Heiterkeit, auch die Romantik ist verpönt. Typischerweise hat aber jenes

Neue Kräfte schenken

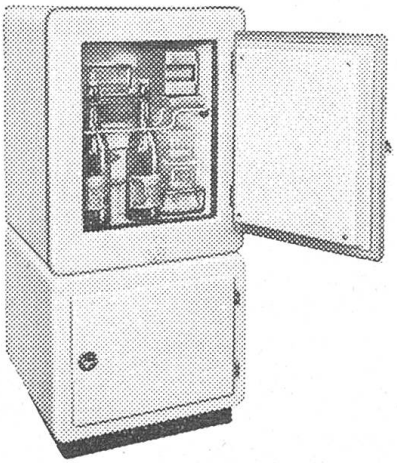
Die Mutter war in diesen sonnenarmen Tagen oft so müde und abgespannt. Wie wird sie sich jetzt freuen!

Elchina hilft und stärkt bei chronischer Übermüdung, allgemeiner Schwäche, nervösen Erscheinungen, Schlaffheit nach Grippe, Operationen, Wochenbett.

Unsere Geschenkpackung enthält 4 grosse Flaschen à 6.95 = 27.80 kostet aber nur Fr. 20.80 — also

diese Flasche gratis

MZ Kühlschrank



Der MZ-Kühlschrank ist ein Qualitätsprodukt der Metallwarenfabrik Zug, einer seit 1887 bestehenden Unternehmung, die vorwiegend Haushaltungsartikel fabriziert.

Robustes, schlagfestes Gehäuse
42 Liter Inhalt
Drei verschiedene Kältestufen
Keine besonderen Installationen
Stromverbrauch nicht mehr als eine Glühbirne
Drei Jahre Fabrikgarantie

Der **Preis** des Schrankes beträgt	**Fr. 440.—**
Mitgeliefert kann werden:	
1 Konsole aus Eisenblech	Fr. 20.—
1 Holzkasten (s. Abbildung)	Fr. 70.—

Auf Wunsch werden **Teilzahlungen** bewilligt. Angaben über Bezugsquellen und Prospektunterlagen mit allen Details durch die

METALLWARENFABRIK ZUG

Werk der bildenden Kunst, das wie kein anderes die Herzen des Publikums erobert hat, seinen Erfolg nicht in erster Linie seinen künstlerischen Qualitäten, sondern der romantischen Aufmachung zu verdanken. Ich spreche von dem berühmten Löwen von Luzern, dessen Schöpfer bezeichnenderweise kein Schweizer, sondern ein Däne war. Es gehörte bei den Gebildeten eine Zeitlang zum guten Ton, über dieses Denkmal zu spotten, ja es galt geradezu als Symbol des schlechten Geschmackes. Trotzdem bildet die in die Felswand gehauene Plastik von Thorwaldsen auch heute noch, nach mehr als 100 Jahren, eine Stätte, zu der Tag für Tag Hunderte wallfahren. Der Löwe von Luzern ist übrigens ein echtes Kunstwerk; dafür, daß Millionen von Karikaturen in Form von Reiseandenken die Welt verwüsten, ist der Schöpfer nicht verantwortlich, und daß das Werk dem Publikum hauptsächlich aus Gründen, die mit seiner künstlerischen Qualität nichts zu tun haben, gefällt, macht diese nicht geringer.

Sehr glücklich ist auch die Placierung des Thorwaldsen-Denkmals unmittelbar neben dem Gletschergarten mit seinem bekannten Spiegellabyrinth, bei dem es sich allerdings nicht um ein Kunstwerk, sondern um eine reine Spielerei handelt, die kleinen und großen Kindern viel Freude macht.

UNTER AUSSCHLUSS DER ÖFFENTLICHKEIT

Viele Sehenswürdigkeiten kommen ganz einfach deshalb nicht zur Auswirkung, weil sie das große Publikum nicht kennt. Es ist zweifellos lehrreich, wenn man durch eine Gedenktafel erfährt, daß an der Spiegelgasse in Zürich Lenin und an der Trittligasse 1 der Schwiegersohn des Bürgermeisters Hans Waldmann wohnte. Man sollte aber diese Tafeln vermehren. Es wäre auch sehr interessant, zu wissen, wo sich das älteste Haus einer Stadt befindet, und was dergleichen Dinge mehr sind.

Der botanische Garten in Zürich genießt den Vorzug, mitten in der Stadt zu liegen. Er wird aber verhältnismäßig wenig besucht, ganz einfach deshalb, weil viele Zürcher von seinem Dasein nichts wissen oder nicht an ihn erinnert werden. Ein paar großangelegte Hinweistafeln könnten Abhilfe schaffen.

Die Fresken Paul Bodmers im Fraumünster-

Leicht und elegant -
Favoriten der Zukunft
Jugendliche Modelle
für den
gepflegten Herrn
44.80
59.80 - 64.80
74.80
BALLY
SEIT
1851

Kreuzgang sind nicht nur künstlerisch wertvoll, sie bilden auch eine Sehenswürdigkeit, die Einheimische und Fremde interessiert. Auch sie werden mangels eines deutlichen Hinweises an beiden Eingängen zuwenig besichtigt.

Es würde sich lohnen, wenn unsere Bauämter die Innenstädte einmal unter diesem Gesichtspunkt überprüfen würden. Mit wenig Kosten könnte viel Kulturgut besser zugänglich gemacht werden.

DOCH SIE GENIESSEN NICHT DEN SEGEN, DEN SIE PFLANZEN

Wie man sieht, der Möglichkeiten, unsere Städte vergnüglicher zu gestalten, sind überaus viele. Aber es fehlt unsern Behörden an der Einsicht für die Notwendigkeit dieser Art Lebensgestaltung. Auch fürchten sie wahrscheinlich mit Recht Angriffe von seiten ihrer Mitbürger. Der Ausbau einer Straße oder einer Bedürfnisanstalt mag noch so viel kosten, die Ausgabe wird von den Steuerzahlern bestimmt geschluckt. Jede Ausgabe aber, die «nur» der Verschönerung des Lebens dient, findet eine starke Gegnerschaft.

Sparsamkeit und Fleiß haben die Schweiz aus einem armen Land zu einem der reichsten Länder der Welt gemacht. Dieser Reichtum ist noch ständig im Wachsen begriffen. Leider werden wir die Geister, die wir riefen, nicht mehr los. Die Arbeit ist uns zum Selbstzweck geworden. Im Gegensatz zu vielen ärmern Völkern verstehen wir es nicht, unsern Wohlstand richtig zu genießen.

Unsere tüchtigsten Köpfe sind fast ausschließlich in der Wirtschaft, in der Technik und vielleicht noch in der Erziehung beschäftigt. Der Lebensgestaltung nimmt sich niemand an.

Das Wort Vergnügen hat einen üblen Beigeschmack. Schon als Kinder bekamen wir die Überzeugung, gesund seien vor allem jene Speisen, die wir nur mit Widerwillen hinunterwürgen konnten. Und auch wir Erwachsenen sind Opfer einer mißverstandenen kantischen Ethik, wonach die Tugendhaftigkeit einer Handlung um so größer sein soll, je weniger gern man sie ausführt.

Heiterer Lebensgenuß macht Vergnügen — also ist er unmoralisch.

Es ist noch nicht lange her, daß es zahlreiche Schweizer in guten Verhältnissen gab, die sich rühmten, nie einen Tag Ferien gemacht zu haben. Und noch vor 30 Jahren zog man ausschließlich alte Kleider an, wenn man in die Ferien ging. Erst die junge Generation hat dann — hauptsächlich unter dem Einfluß der ausländischen Feriengäste — eingesehen, daß zu richtigen Ferien auch Kleider gehören, die sich von jenen, die man zur Arbeit trägt, grundsätzlich unterscheiden.

Oasen in dieser puritanischen Welt bildeten von jeher die Feste. Wir sind ein sehr festfreudiges Volk. Wenn auch viele unserer Feste, vor allem die Turn-, Sänger- und Schützenfeste, häufig noch von einem unangebrachten Ernst begleitet sind, so werden doch die festlichen Veranstaltungen, die von einer heitern Beschwingtheit erfüllt sind, immer häufiger. Etwas von dieser Beschwingtheit gehört aber in den alltäglichen Feierabend.

DER WICHTIGSTE SCHRITT

Die billigste und wirksamste Maßnahme, um den Lebensraum unserer Städte zu beleben, wäre die vor einiger Zeit von Professor Bernoulli im «Schweizer Spiegel» geforderte Sperrung eines Teiles der Innenstadt für Motorfahrzeuge. Ohne jedes Zutun würden dadurch die Straßen zum heitern, unterhaltenden Lebensraum. Es würde sich von selbst eine organische Differenzierung herausbilden. Da gäbe es Straßen, wo man hinginge, um die Schaufenster anzusehen, andere, wo die Mode ihre Triumphe feiert, wo man spazierte, um zu sehen und gesehen zu werden.

Wieder andere würden zum Korso der jungen Leute.

Bevor das Auto die Fußgänger auf die schmalen Trottoirs verbannte, gab es in fast allen Ländern der westlichen Welt Straßen und Plätze, wo die Burschen und Mädchen an schönen Abenden in Gruppen auf- und abmarschierten, sich zulachten, Bekanntschaften anknüpften. Das war ein Vergnügen, dessen man nie überdrüssig wurde, das nichts kostete und trotzdem unendlich viel spannender war als der Besuch eines Spielsalons.